

Die christliche Zeitgenossenschaft

Annette Schavan

Christliche Existenz in politischer Verantwortung war zu keiner Zeit spannungsfrei. Kirchliches Selbstverständnis, auch geprägt von der jeweiligen Zeit, und die kulturellen Entwicklungen einer Gesellschaft haben ihre je eigenen Spannungen einerseits und konstruktive Gestaltungsmöglichkeiten andererseits hervorgebracht. „Bürger zweier Welten“ zu sein ist eine jede Generation neufordernde Aufgabe. Immer war damit auch der Konflikt und seine Bewältigung verbunden – oft als Folge enttäuschter wechselseitiger Erwartungen.

„Politisches und Christliches können nur dann füreinander fruchtbar werden, wenn sie sich aneinander freigeben, wenn sie sich voneinander unterscheiden, ob in solcher Unterscheidung Impuls füreinander zu werden. Impuls füreinander, denn auch das Christliche kann in seinem Verständnis und in seiner Realisierung vom Politischen lernen“ (1967) – Klaus Hemmerle hat mit dieser Feststellung einem Verständnis des Politischen als bloßer Anwendung des Christlichen eine Absage erteilt und im gleichen Zusammenhang für die Akzeptanz einer ethischen Dignität des Kompromisses plädiert. Das ist schon ein deutlich nachkonziliaries Plädoyer gewesen.

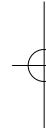
Das Zweite Vatikanische Konzil hat den Christen und Christinnen auf neue Weise den Dialog und die christliche Zeitgenossenschaft erschlossen und zur Aufgabe gemacht. Dafür stehen viele Passagen in Konzilstexten. Dafür steht in herausgehobener Weise der programmati-

sche Auftakt der Pastoralkonstitution des Konzils, wonach wir als Christen „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten“ teilen. Das Konzil hat die Kirche auf ein Selbstverständnis verpflichtet, das die Autonomie der Sachbereiche wahrt, die Auseinandersetzung mit dem Zeitgenössischen wagt und darin eine Wachheit zeigt, durch die sie sich selbst verändern lässt.

Christliche Zeitgenossenschaft meint nicht die Anpassung an den jeweiligen Trend – weder innerkirchlich noch im gesellschaftlichen Kontext.

Christliche Zeitgenossenschaft muss kritisch sein, bisweilen auch unbequem und unangepasst. Sie braucht Widerständigkeit ebenso wie Selbtkritik, die vor einer Flucht vor neuen Entwicklungen und Realitäten bewahrt. Konflikte bleiben da nicht aus. Man muss sie nicht fürchten, solange jenes Wort beachtet wird, das Papst Paul VI. in seiner *Enzyklika Ecclesiam suam* 1964 gesagt hat: „Die Kirche muss bereit sein, den Dialog mit allen Menschen guten Willens innerhalb und außerhalb ihres eigenen Bereiches zu führen. Niemand ist ihrem Herzen fremd. Niemand betrachtet sie, als hätte er mit ihrer Aufgabe nichts zu tun. Niemand ist ihr Feind, der es nicht selbst sein will. Nicht umsonst nennt sie sich katholisch, nicht vergebens ist sie beauftragt, in der Welt Einheit, Liebe und Frieden zu fördern.“

Das Konzil war der hoffnungsvolle Auftakt zu einer Aufbruchstimmung in



der Kirche. Es wurde wirklich ernst genommen, was das Konzil an Impulsen für ein neues Miteinander von Klerus und Laien in der Kirche und für kirchliches Selbstverständnis im Umgang mit dem Zeitgenössischen gesetzt hatte. Bernhard Hanssler, der erste Direktor des Zdk, formulierte es zur Eröffnung des Katholikentages in Bamberg 1966 so: „Das dialogische Prinzip ist das Ferment einer sich wandelnden Kirche. Die Kirche hat sich selbst und der ganzen Welt eine neue Idee, ein neues Verfahren und eine neue Hoffnung gegeben.“ Das Zdk ist seither von diesen Impulsen des Konzils in seinem eigenen Selbstverständnis geprägt und hat seither die Höhen und Tiefen in den Prozessen des Dialoges erfahren.

Bedeutungsverlust

Wahr ist aber auch, dass diese Impulse heute innerkirchlich alles andere als selbstverständlich akzeptiert sind. Wir leben gerade in ziemlich dialogarmen Zeiten, und folglich schwindet die öffentliche Bedeutung der Kirche spürbar.

Dafür gibt es Gründe:

1. Kirchliche Wirklichkeit und gesellschaftliche Wirklichkeit sind je für sich genommen komplizierte Gebilde. Die Zahl derer, die sich den Kompliziertheiten bereitwillig stellen, nimmt – vorsichtig gesprochen – nicht zu. Einfache Antworten sind beliebt. Manchmal werden sie schon mit Profil verwechselt. So sehr das verantwortungsethische Ringen um den Kompromiss auch Gefahren in sich birgt, so wenig beachtet manche gesinnungsethische Antwort die Konsequenzen, die damit verbunden sind. Die Entwicklung der christlichen Ethik in unseren theologischen Fakultäten, die damit verbundene Besetzung von Lehrstühlen und die Frage, „welches Thema meide ich am besten“, gibt davon ein beredtes Zeugnis. Moraltheologen wie Alfons Auer, Wilhelm Korff, Franz Böckle unter

anderem sind allesamt Lehrer gewesen, deren Schülerinnen und Schüler nur mit Mühe haben fortsetzen können, was ihr wissenschaftliches Werk des Dialoges in individual- und sozialethischen Fragen ausmacht.

2. Die wiederholte Aufforderung des Kölner Kardinals, die CDU möge ihr „C“ aus dem Parteinamen streichen, ist der deutliche Hinweis darauf, dass die von Klaus Hemmerle gemachte Feststellung keinesfalls kirchliches Gedankengut geworden ist. So oft betont wurde, dass sich weder mit der Bergpredigt noch aus anderen Glaubenssätzen unmittelbar ein politisches Programm ableiten lasse, so wenig wird das immer noch akzeptiert. Der mittelbare Zusammenhang ist zweifellos schwieriger zu formulieren. Er beansprucht die vom Konzil festgestellte „Autonomie der Sachbereiche“ und verbietet schlichte Vereinnahmung einer politischen Partei durch die Kirche – wie übrigens auch umgekehrt. Er verlangt den ständigen sachgemäßen Dialog, die gemeinsame Suche nach Antworten und eben jene Bereitschaft zum Kompromiss, die Sorge dafür trägt, dass nicht alles verloren geht.

3. Das vom Konzil formulierte kirchliche Selbstverständnis verlangt eine Auseinandersetzung mit dem Zeitgenössischen, die eine Veränderungsbereitschaft der Kirche voraussetzt. Kirche ist dann nie nur das, was bereits aus ihr heraus entwickelt ist. Das ist übrigens die zentrale Voraussetzung für Traditionsbildung. Wo alles Neue, das in Tradierungsprozessen entsteht, primär als Störfaktor registriert wird, wo der Eindruck entsteht, als sei eigentlich Kirche in all ihren Facetten und Entwicklungsmöglichkeiten bereits Realität, da entsteht die Gefahr des Traditionsbisses. Und in dieser Gefahr stecken wir mitten drin. Sie nimmt zu, dass, wo Erfahrungen formuliert werden, die der Kirche bislang fremd sind, diese rasch als Glaubensschwäche oder

Glaubensverlust gewertet wird. Kein katholischer Christ, der in politischer Verantwortung steht, wird von sich sagen, in jeder bedeutsamen Situation der politischen Entscheidung alles erreicht zu haben, was ihm im Sinne seiner Überzeugung wichtig gewesen wäre. Das „C“ ist immer auch ein Stachel und Anlass zur Selbstkritik. Aber wie wäre es, wenn diejenigen, die so harsch mit der CDU umgehen, die Tugend der Selbstkritik auch auf sich beziehen würden? Ist die Flucht vor neuen Entwicklungen nicht auch ein Grund für neu aufkommende Gottlosigkeit mitten in der Kirche?

Dialog auf Augenhöhe

4. Der Dialog setzt das Gespräch auf Augenhöhe voraus. Zehn Jahre nach Veröffentlichung des Papiers „Dialog statt Dialogverweigerung“ des ZdK stellt sich uns diese Frage immer mehr. Es verstärkt sich der Eindruck, als sei das Wort eines Laien mit Vorbehalt zu genießen. Das ist eine Entwicklung, die bis hinein in wichtige Personalentscheidungen der Kirche geht. Wird dem Laien eine gleiche Loyalität zu seiner Kirche zugesprochen, wie sie beim Geistlichen selbstverständlich vorausgesetzt wird? Wird die Bereitschaft engagierter Laien zum Dienst in der Kirche überhaupt gewollt? Müssen sich nicht manche eher vorkommen wie Bittsteller, die sich besser nicht beworben hätten? Die Konsequenzen für das Profil unserer kirchlichen Institutionen und übrigens auch der Gemeinden sind verheerend.

5. In einem liegt die Kirche ganz im Trend: im Verlust des Verständnisses für die Sachlogik des Politischen. Das ist ein allgemeines gesellschaftliches Phänomen. Keine Gruppe der Politikerinnen und Politiker steht so sehr in der Kritik der Kirche wie jene, die zu ihrer Kirche stehen und auch in ihr Verantwortung in der Laienarbeit tragen. Die „lehrmäßige Note zu einigen Fragen über den Einsatz

CHRISTOPH BÖHR *Philosophie für die Welt*

Die Popularphilosophie der deutschen Spätaufklärung im Zeitalter Kants.
- FMDA II,17. 2003. 324 S. Leinen.
€ 65,-/sFr 114,- ISBN 3 7728 2169 3.
Lieferbar

Seit ihrer Verurteilung vor allem im Deutschen Idealismus hatte die Popularphilosophie, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine der einflussreichsten Strömungen, einen faden Beigeschmack. Dabei verstand sich die Diskussion über eine Philosophie, die mehr Nähe zum Leben der Menschen suchte, als Teil der umfassenden Selbstverständnisdebatte von Aufklärung insgesamt. Vor allem die Auseinandersetzung mit der kritischen Philosophie Kants zwang dazu, Anspruch, Grenzen und Möglichkeiten popularer Philosophie zu überdenken. So wurde Popularität gleichermaßen zu Programm und Problem von Philosophie, damals wie heute.

Der vorliegende Band zeichnet die Geschichte der Popularphilosophie nach: ihre Vorgesichte, die Diskussion im 18. Jahrhundert und ihre Nachklänge im 19. und frühen 20. Jahrhundert bis hin zur gegenwärtigen Auseinandersetzung.

frommann-holzboog

König-Karl-Str. 27 · 70334 Stuttgart
www.frommann-holzboog.de

und das Verhalten der Katholiken im politischen Leben“ atmet einen Hauch von Verständnis – mehr nicht. Zumindest ist darin klargestellt, dass uns das politische Engagement nicht automatisch auf eine schiefe Bahn bringt. Aber zum Dialog gehört mehr. Setzen sich unsere Bischöfe – um ein ganz aktuelles Beispiel zu nennen – wirklich auseinander mit den Argumenten jener, die glauben, dass einem Diktator wie Saddam Hussein eine wirkungsvolle Bedrohungskulisse entgegengestellt werden muss? Wirkungsvoll meint in diesem Zusammenhang eine solche, die im Ernstfall, wenn alle Mittel der politischen Diplomatie am Ende sind, auch greift. Werden in einer solchen Situation die Erfahrung, die Kenntnis und das Urteil der Laien eingeholt, bevor kirchliche Stellungnahmen formuliert werden?

Wider hoffnungslosem Pessimismus

Christen und Christinnen ist der hoffnungslose Pessimismus ebenso verboten wie vorschneller Optimismus. „Der Christ und die Christin sind Menschen, die an den Himmel glauben und die Erde lieben. In ihrer Existenz durchdringen sich Himmel und Erde. Ihre Liebe zur Welt ist ein Glaube an Gott, und ihre Liebe zu Gott ist ein Glaube an die Welt. Es ist ein Standpunkt, der die Welt verändert.“ (Elmar Klinger)

In diesem Sinne ist die Geschichte der katholischen Laienbewegung eine eindrucksvolle Geschichte. Am Anfang stand ein demokratischer Aufbruch, eine Bewegung für den Respekt vor der Freiheit und der unverwechselbaren Würde eines jeden Menschen. Wir wissen aus den 150 Jahren, die seit diesem Aufbruch vergangen sind, wie labil solcher Respekt ist, wie groß die Versuchung ist, den Menschen zu vereinnahmen durch Ideologien und staatliche Allmachtsvorstellungen. Wir

dürfen heute, 13 Jahre nach dem Fall der Mauer, auf die Courage, auf den Mut und die Leidenschaft von Christen und Christinnen schauen, auf ihren friedlichen Einsatz für die Freiheit in einer aktiven Bürgersellschaft.

Profilschärfung

Der Blick auf 150 Jahre katholische Laienbewegung zeigt uns, dass es nicht der christlichen Botschaft entspricht, die Dynamik des Lebens in statische Systeme zu packen. Dynamik ist anstrengend, kann Spannung erzeugen und tut das immer wieder. Aber wer die Spannung vorschnell auflösen will, wer das Dilemma leugnet, wer sich dem Kompromiss verweigert, ist in Gefahr, am Ende alles zu verlieren. Dialog ist ein Weg der Profilschärfung. Wir sind nicht so naiv zu meinen, Dialog sei eine Zauberformel, die alle Probleme aufhebt. Wir sind nicht so naiv zu meinen, dass darin nicht auch die Versuchung einer Anpassung steckt, die uns blind werden lässt für unsere eigene Bequemlichkeit. Aber wir sind davon überzeugt, dass unser Profil als Christen und Christinnen ohne das Bemühen um Dialog ins Ghetto führt, zu dem wir nicht berufen sind. Wir sind nicht berufen, kleine Herde zu sein, die ihre Schätze für sich behält. Wir sollen jene Wege mutig gehen, die Menschen die Chance geben, in einer oft unerlöst wirkenden Welt etwas zu ahnen von der großartigen Botschaft der Erlösung und Befreiung des Menschen durch den Gott Jesu Christi. Unsere Überzeugungskraft hängt an der Fähigkeit, an Vergessenes und Verdrängtes zu erinnern, das erst zu einer Zivilisation, zur Menschenwürdigkeit führt.

Der Beitrag ist dem Vortrag von Annette Schavan zum Geburtstag von Franz Kronenberg am 16. Februar 2003 entnommen.